

slams Automaten-Bücher · Preis 50 Pfennig

[65]

# Wie der Barbier zu seiner Frau kam

und zwei andere Yanteegeschichten von Erwin Rosen

★

Der bekannte Verfasser des „Deutschen Lausbuben in Amerika“ gibt hier von prächtigem Humor erhellte Ausschnitte aus dem Leben der amerikanischen Riesenstädte.



A 2442

## Warum es in den Automaten keine Universal-Bibliothek-Bände mehr zu kaufen gibt!

Als der Verlag der Universal-Bibliothek im Jahre 1912 mit der Aufstellung der Bücher-Automaten begann, galt es die Verwirklichung eines seit langem vorbereiteten Planes. Diese stummen Buchhändler sollten dem Publikum die reichen Schätze der Universal-Bibliothek überall bequem zugänglich machen. Der Krieg hat die Fortführung dieses gemeinnützigen Unternehmens gehemmt und unterbrochen. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, warum Bücher so teuer geworden sind (wer sich dafür interessiert, verlange vom Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig kostenlos das Flugblatt „Die Verteuerung des Reclam-Buches“). Wenn der Preis des Reclam-Buches, verglichen mit den Kosten für alles andere, seien es Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände oder Vergnügungen und Luxus aller Art, auch heute noch immer billig zu nennen ist, so ist es doch — wenigstens in seinem vollen Umfang von durchschnittlich 80—100 Seiten — für den automatischen Verkauf für absehbare Zeit unmöglich.

Der Verlag will es trotzdem nicht aufgeben, mit den Bücher-Automaten der ursprünglichen Idee zu dienen: der Verbreitung guter Literatur zum geringsten Preise und in der bequemsten zugänglichen Form, und hat daher neue, besondere Automaten-Ausgaben geschaffen, die aus den besten und bellebtesten Bänden der Sammlung ausgewählte Erzählungen, Gedichte, Aufsätze usw. bringen und zum Preise von nur 50 Pfennig für jedes Heft — einem unter den heutigen Geldverhältnissen winzigen Betrag — eine reichhaltige Auslese aus den Literaturschätzen der Universal-Bibliothek darbieten werden. — Dem Lesehungrigen werden diese Hefte sicher manche wertvollen literarischen Bekanntschaften vermitteln. Zur Fortsetzung und reicheren Ausgestaltung der Lektüre bietet die Universal-Bibliothek dann Stoff in großer Fülle. Verzeichnisse der vollständigen Sammlung sind zu haben in den Buchhandlungen und beim

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Die folgenden Erzählungen sind den in Reclams Universal-Bibliothek als Nr. 5448 erschienenen „Nankeegeschichten“ von Erwin Rosen entnommen



## Wie der Barbier zu seiner Frau kam.

„Ist das Rasiermesser so angenehm? . . . In Schweden gibt es viele weibliche Barbiergehilfen, sagen Sie? Ach, du heiliger Sankt Patrick, als ob das etwas Neues wäre. Well, da könnte ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Die Idee hab' ich schon vor einer ganzen Reihe von Jahren gehabt. Damals, in San Franzisko. Als ganz junger Kerl! Als junger Mensch hat man immer große Rosinen im Kopf, will unternehmungslustig sein und so weiter. Die Idee war aber gut. Und ganz nagelneu damals. Auf die Idee mit den weiblichen Barbiergehilfen bin ich zuerst gekommen. Jawohl, ich! Frauen haben weiche, geschickte Hände, dachte ich, und es muß für einen Mann doch viel angenehmer sein, von einem hübschen Mädchel rasiert zu werden, als von einem Gehilfen, der nach schlechten Zigaretten duftet und gelegentlich auch mal nach Whisky. Na, und dann war es doch etwas ganz Neues, und Neues zieht immer. Das war eine Bombenidee, lieber Herr, eine Bombenidee, sag' ich Ihnen . . .

Buder gefällig? Shampooon angenehm? O, das müssen Sie unbedingt einmal probieren. Das Aller-neueste im Shampooonieren! Die Kopfhaut wird mit reinem Eigelb eingerieben (sehr fein für den Haarwuchs), dann warm gewaschen, dann Frottierung mit geistem Bairum. Ja?“

„Meinetwegen.“

Schüttel-schüttel-ruck . . . mein Kopf wackelt förmlich. Das Eigelb wurde offenbar ganz gehörig eingerieben!



„Merkwürdig, wie rasch Frauen lernen! Die sechs Mädels, die sich auf eine Annonce im ‚San Francisco Examiner‘ meldeten, hatten die ganze Barbierkunst in ein paar Wochen gründlich los. Tadellos, sag’ ich Ihnen. Und dann eröffnete ich mein neues Geschäft. High life Frisier- und Barbiersalon! Damenbedienung!! Ob es ein Erfolg war? Kolossal! Ich lüge prinzipiell nicht. Sie können mir’s glauben, am ersten Tage stellten sich die Herren in Reihen — jawohl, in ganzen Reihen vor meinem Salon auf und warteten, bis die Reihe an sie käme.“

„Brr . . .“

„Ja, der geeiste Bairum ist etwas kalt, aber das angenehme Gefühl stellt sich sofort ein. Wundervoll! Jawohl, es war eine ganz vorzügliche Spekulation. Das Geschäft ging ausgezeichnet und ich verdiente eine ganze Menge Geld.“

„Weshalb haben Sie es denn aufgegeben?“

„Ich? O — ich hab’s nicht aufgegeben. Das war nämlich eine ganz merkwürdige Geschichte. Ärger hatte ich natürlich mit dem Geschäft auch, das können Sie sich denken. Nach und nach hatte ich natürlich eine Stammkundschaft. Nach und nach merkte ich, daß die ganz alten Herren sehr rasch, ganz unglaublich rasch bedient wurden. Und die ganz jungen Herren wurden ganz langsam, ganz unglaublich langsam bedient. Und was da zusammengeschnattert wurde! Das geht nicht, sag’ ich. Da muß ich einmal dazwischenfahren, sag’ ich. Oho! Ausgelacht hat mich die ganze Gesellschaft. Ich sollte überhaupt froh sein, daß sie sich den ganzen Tag



in den alten Frisierladen stellten und mein Geld verdienten. Wie ich mich überhaupt unterstehen könnte, zu Damen unhöflich zu sein? Oha!

Schnurrbart brennen? Natürliche Form? Sehr wohl! Also, Autorität hatte ich überhaupt keine mit der Gesellschaft. Puder haben sie mir gegrapt, sag' ich Ihnen! Und Creme und Toilettengeschichten, o, es war ganz unglaublich. Also, denk' ich mir, euch kommt' ich schon bei. Den Teufel muß man mit Beelzebub vertreiben, denk' ich mir. Da war die Nelly. Ein sehr energisches Mädels. Die machte ich zur Geschäftsleiterin. Die sollte die übrigen in Ordnung halten. Nelly bekam also doppeltes Gehalt und wurde Geschäftsleiterin und Kassiererin. Sie, die war energisch! Und dabei war sie doch sehr nett zu den Mädels.

So! Jetzt kommt die Nagelpflege. Ich kenne ja Ihre Gewohnheiten. Aber natürlich! Na, die Idee mit der Nelly war ganz famos, und das Geschäft ging ausgezeichnet. Die Nelly besorgte die ganzen Einkäufe von den Reisenden, die Nelly führte die Bücher, die Nelly besorgte die Kasse Alles tadellos. Aber hübsch war sie nicht. Auf einmal merkte ich, daß die anderen Mädels mich so dumm ansahen und die Köpfe zusammensteckten und kicherten, wenn ich heimkam. Denn meistens war ich natürlich vorne im Vorderzimmer bei der Kasse mit Nelly. Was sollt' ich im Frisierraum auch tun? Von mir wollte kein Mensch rasiert sein! Jawohl, ich hab' damals nur Chef gespielt. Eines Tages kicherten sie wieder. Mir wird die Geschichte zu bunt und ich frage: Was gibt's denn zum Amüsieren?



## Dankegeschichten.

Da lachten sie erst recht. Sie, Herr Johnson, sagt die Betty, finden Sie nicht, daß Nelly . . .

Miß Walker, Miß Walker müssen Sie sagen! schrien die andern. Wie können Sie so respektlos gegen die Geschäftsleiterin sein!

Finden Sie nicht, Herr Johnson, daß Miß Walker in der letzten Zeit so schlecht aussieht?

Find' ich gar nicht, sag' ich.

Doch, als ob sie einen großen Kummer hätte.

Dummes Zeug! sag' ich.

Da lachte die ganze Bande darauflos, als ob sie alle miteinander verrückt geworden wären.

Was gibt's denn da zum Lachen? sag' ich.

O—o—o—o! stöhnt die Betty und schüttelt sich vor Lachen, o—a—o, sind Sie dumm, Mr. Johnson!

Dann lachten sie alle furchtbar!

Das verbitt' ich mir! sag' ich.

Lieber Herr, der rechte kleine Fingernagel ist aber wirklich sehr schlecht gepflegt. Na, das werden wir schon bekommen . . . Mir ist die ganze Geschichte komisch vorgekommen. Ich ging also hinaus zur Kasse. Wirklich, die Nelly sah nicht gut aus. Als ob sie krank wäre.

Fräulein Nelly, sag' ich, Sie sehen ein wenig krank aus. Fehlt Ihnen etwas?

Nein, ich danke, sagt sie, mir fehlt gar nichts. Übrigens sehen Sie auch nicht gut aus. Ich könnte Ihnen die Frage zurückgeben. Aber natürlich, so ein Junggeselle, der hat keine richtige Pflege, und da ist es kein Wunder.



## Dankegeschichten.

Sie, Nelly, sag' ich, da haben Sie recht. Wissen Sie, mir ist das Essen im Boarding-House schon so zuwider, daß ich es gar nicht sagen kann. Dabei muß man es sündhaft teuer bezahlen.

Da sollten Sie sich eben anders einrichten, sagt sie.

Das hab' ich mir auch schon gedacht, sag' ich. Ich werde am nächsten Ersten in ein anderes Boarding-House gehen.

Das meinte ich eigentlich nicht, sagt sie, Sie sind aber auch zu dumm. Ein Mann wie Sie, der ein gutes Geschäft hat, der sollte doch wirklich an sein eigenes Glück und an seine eigene Bequemlichkeit denken! Heiraten sollten Sie!

Ich? sag' ich. Aber wen denn?

Das müssen Sie doch selber wissen! sagt sie. Sie sollten eine richtige, tüchtige Frau haben. Wissen Sie, eine Frau, die Ihr Geschäft versteht und die Ihnen dabei helfen kann, so eine richtige Geschäftsfrau, die dabei doch eine richtige Hausfrau ist und für ihren Mann sorgen kann. Ja, ja. Ach ja. Ach du lieber Gott!

Sie, da ging mir ein Licht auf, so groß wie eine Bogenlampe. Ja, warum sollte ich denn nicht heiraten? Die Nelly muß' ich heiraten. Die war ein Brachtmädel! Die verstand das Geschäft! Und das Essen im Boarding-House war wirklich scheußlich.

Sie, Nelly, sag' ich, Sie geben mir immer gute Ratschläge. Und Sie? Wollen Sie nicht auch einmal heiraten?

Ich? sagt sie. Ich denke gar nicht daran.

Sie sind doch solch eine gute Geschäftsfrau, sag' ich. Was hat das damit zu tun? sagt sie.



Ja, wenn Sie aber in ein gutes Barbiergeschäft hineinheiraten würden? sag' ich.

Lieber, lieber, liebster Tom! sagt sie und fällt mir um den Hals.

Na, und da hat sie mich eben geheiratet. Wollt' sagen, so hab' ich sie geheiratet," sagte der Barbier betrübt.

„Aber hören Sie mal," meinte ich vorwurfsvoll zu meinem Barbier, „weshalb sagen Sie das in solch einem Grabeston? Das war doch reizend. Sie können sich doch freuen, daß Sie eine so tüchtige Frau bekamen!“

„Ja—a . . . Aber das Geschäft ging zum Kuckuck!“ seufzte der Barbier.

„Was? Mit solch einer tüchtigen Frau? Wieso denn?“

„Wissen Sie, meine Frau war eben so energisch! Ist sie heute noch. Ach, wissen Sie, das können Sie sich einfach nicht denken! Genau eine Stunde nach der Trauung hat sie — die sämtlichen Mädels hinausgeschmissen! Die weibliche Rasse sei ihr schon lange zuwider. Sie dulde keine Mädels in ihrem Geschäft. Falle ihr gar nicht ein . . . Ja, jetzt lachen Sie . . . Fünfundsiebzig Cent, wenn ich bitten darf. Danke sehr!“

---

### Der große Trick.

„Hör' mal, John," sagte Jimmy zu seinem Busenfreund, „bist du glücklich und zufrieden?“

„Ich?“ grinste John, „glücklich? Zufrieden? Als Telegraphist mit einem Gehalt von hundert Dollar im Monat? Na, hör' mal, mir fehlt zu Glück und zu Zufriedenheit noch Verschiedenes, vor allem Geld.“



„Ganz meine Ansicht!“ pflichtete Jimmy nachdenklich bei. „Dabei muß man vor allem bedenken, daß wir beide als Telegraphisten augenblicklich das höchste Gehalt haben, das wir jemals erreichen werden. In zehn Jahren, wenn das Handgelenk nicht mehr so geschmeidig ist, zahlt uns keine Telegraphenkompanie hundert Dollar im Monat. Ganz sicher nicht!“

„Na, und —?“ meinte John, „worauf willst du denn eigentlich hinaus?“

„John,“ sagt Jimmy, „du bist ein guter Junge. Aber es fehlt dir an Scharfblick, an Beobachtungsgabe. Wer in diesem glorreichen Lande Geld verdienen will, der muß die Augen hübsch offen halten. Jetzt hausen wir schon zwei Jahre zusammen im gleichen Zimmer, und es ist dir noch nie eingefallen, darüber nachzudenken, was eigentlich der Telegraphendraht bedeutet, der an unserem Fenster vorbeigeht.“

„Puh, Jimmy, was geht mich der Draht an, Telegraphendrähte sehe ich täglich zur Genüge im Bureau. Übrigens ist es irgendein Privatdraht, weil er separat gespannt ist und mit der allgemeinen Leitung nicht zusammenhängt.“

„Sehr richtig,“ meinte Jimmy, „das wenigstens hast du gesehen. Nun, laß dir einmal etwas erzählen. Neulich ging ich spazieren und machte mir das Vergnügen, nachzusehen, wohin dieser Draht eigentlich führt. Es war keine ganz leichte Aufgabe. Man muß höllisch aufpassen.“ Jimmy rieb sich vergnügt die Hände. „Ja wohl, ich hab's herausgebracht. Dieser Privatdraht führt direkt in das Wettbureau von Myers, Smith & Co.“



„Na, und —“

„John,“ meinte Jimmy, „du begreifst aber sehr schwer. Hast du niemals auf Pferde gewettet? Weißt du denn wirklich nicht, wie der Dienst dieser Wettbureaus organisiert ist? Als Telegraphist muß man dies doch eigentlich wissen.“

„Selbsterständlich weiß ich das,“ brummte John mürrisch. „Diese Wettbureaus halten sich Privatdrähte nach den großen Rennplätzen und ihr Agent telegraphiert sofort die Resultate der einzelnen Rennen. So erhalten sie die Resultate schneller als irgend jemand und können bis zum letzten Augenblick Wetten annehmen. Das ist doch sehr einfach. Was geht das uns an?“

„Ghem! Wir sind Telegraphisten. Man hat uns diesen Draht vor die Nase gelegt. Es ist ein Wink des Schicksals. Ghem! Wir zapfen den Draht an, wir legen eine Schleife, wir stellen hier zwei Instrumente auf, wir empfangen die Depeschen mit den Rennresultaten. Wir wissen dann vor dem Rennbureau, welches Pferd gesiegt hat. Wir geben auf unserem zweiten Instrument die Depesche erst in zehn Minuten weiter. Das heißt, du besorgst das, denn dein Freund und Kollege Jimmy ist — unterdessen Hals über Kopf nach dem Wettbureau gerannt und hat einen Berg Geld auf das siegende Pferd gewettet. Well?“

„Donnerwetter!“ sagte John, „das wäre einmal etwas Totsicheres. Aber wenn wir erwischt werden?“

„Erstens werden wir nicht erwischt. Zweitens sind in dieser schönen Stadt Neuyork die Wettbureaus nur geduldet, und selbst wenn den Herren Myers, Smith & Co.



die Sache brenzlich vorkommt, werden sie sich schön hüten, Lärm zu schlagen!"

„Heiliger Moses —“ flüsterte John, „welche Idee!“  
Dann dachte er nach.

„Du! Schön ist es nicht!“

„Aber einträglich!“

„Ehem!“

„Das Leben ist eben so schwer!“

„Ein Narr, der es sich nicht leicht macht . . .“

„All right!“ entschied John, „machen wir! Das Kapital ist da. Achthundert Dollar erspartes Geld haben wir auf der Bank liegen, und morgen gibt's Gehalt. Wären rund tausend. Machen wir! Diese tausend sollen uns die Schafsköpfe vom Wettbureau gediegen verzinsen! Wozu legen sie auch einen Privatdraht ausgerechnet vor unser Fenster!“

In den nächsten zwei Tagen arbeiteten John und Jimmy mit bewunderungswürdigem Fleiß. Es war ein schweres Stück Arbeit, den straff gespannten Draht zu durchschneiden, ohne daß die beiden Enden auf die Straße fielen. Aber die beiden Freunde waren nicht umsonst Meister in ihrem Fach. Eine kleine Porzellan-schraube, aus der Isolation der elektrischen Leitung ihres Zimmers herausgenommen, bewerkstelligte die ganze Hexerei. Zwei Stückchen starken Kupferdrahts wurden an den beiden Seiten dieser Schraube befestigt, und in tiefer Nacht zog Jimmy mit seinem Spazierstock sorgfältig den Privatdraht dicht an das Fenster heran. Nun gab es eine Viertelstunde heißer Arbeit. Mit unendlicher Sorgfalt wurden die beiden Stückchen



Kupferdraht um den Privatdraht gewickelt und fest verlötet. Dann wurde der Privatdraht zwischen dem neu eingesetzten Stück durchschnitten, und die Unterbrechung war fertig — über das kleine Stück Porzellan konnte der Strom nicht hinweg. Der Rest war Kinder spiel. Zwei feine Kupferdrähte wurden an beiden Seiten der Isolation befestigt, in das Zimmer geleitet und beide Drähte mit je einem Empfangsapparat und einem Sendapparat verbunden. Ein anderer Kupferdraht wieder verband die vier Instrumente. Ein Telegraphist nennt ein solches Arrangement eine „Schleife“. Wenn die Instrumente geschlossen sind, so läuft der Strom ohne Hindernis durch die Schleife, als ob der Hauptdraht niemals unterbrochen worden wäre. Ein einziger Griff jedoch genügt, um die Instrumente einzuschalten. Dann ist die Verbindung unterbrochen — anstatt in der richtigen Empfangsstation werden die Depeschen in dem Empfangsinstrument der Schleife registriert, und der Telegraphist der Schleife kann diese Depeschen weiterbefördern, wenn es ihm beliebt.

Der Plan war genial ausgedacht. John brauchte die entscheidende Depesche nur so lange aufzuhalten, bis Jimmy zu dem Wettbureau an der nächsten Ecke laufen und seine Wette placieren konnte. Die Differenz von höchstens zehn Minuten würde ganz sicher nicht bemerkt werden. — — —

Jimmy und John beugten sich in fieberhafter Aufregung über die Instrumente. Der Tag des großen Tricks war da. Die beiden Spitzbuben hatten natürlich tagelang Versuche angestellt, und der Telegraphist im



Wettbureau hatte die Unterbrechung niemals bemerkt. Alles ging famos. Sie hatten auch herausbekommen, wohin der Privatdraht führte: nach dem Rennplatz von Neuorleans. Und heute war das große Frühjahrsrennen in Neuorleans!

Sie warteten mit roten Köpfen in unbeschreiblicher Spannung. Träge schlichen die Minuten hin. Da schlug es zwei Uhr. Um zwei Uhr sollten die Rennen beginnen. Immer noch kein Zeichen.

Da — ein scharfes metallisches Klicken und das leise Hämmern der Morsezeichen im Empfangsinstrument. John las die Depesche: „1. Rennen, Start!“

„Na, warum telegraphieren Sie denn das?“ murmelte John verblüfft.

„Das ist doch klar!“ sagte Jimmy leise. „Der Agent telegraphiert von seinem Beobachtungspunkt auf dem Rennplatz aus, daß das Rennen begonnen hat. In dem Augenblick, wo das Wettbureau diese Depesche erhält, werden keine Wetten mehr angenommen. O, sie sind schlau, diese Wettbureaus! Aber es gibt noch schlauere.“

Wieder das Warten. Genau nach vierzehn Minuten kam die Resultatsdepesche: „Beauty, 93, 30, 20, 17; Winning Bird; Ugamemnon. 2. Rennen, Start.“

„Beauty — Beauty — Beauty,“ murmelte Jimmy, als wollte er sich den Namen des siegenden Pferdes unerlöschlich einprägen. „Ihr Götter, 93 zu 10 — das macht 9300 Dollar. Zehn Minuten, John!“

Und er rannte wie wahnsinnig — — —

Das Wettbureau war gedrängt voll. Jimmy drängte sich rücksichtslos durch zum Rennschalter.



„Tausend Dollar, Neuorleans, 1. Rennen, Beauty!“ sagte er lakonisch.

„Wünschen Sie nicht auch Platz?“ fragte der Buchmacher.

„Nein, glatt auf Sieg!“ sagte Jimmy und grinste innerlich.

Der Buchmacher nahm das Geld und gab Jimmy sein Wetticket.

Wenige Sekunden nachher wurde die große schwarze Tafel aufgezogen: Schluß für 1. Rennen, Neuorleans. — John hatte die Depesche weitergegeben . . .

Endlos geradezu erschien Jimmy die Viertelstunde des Wartens. Endlich wurde wieder die schwarze Tafel aufgezogen: 1. Rennen, Neuorleans, Resultate:

Agamemnon 1. Wining Bird 2. Beauty 3.

Totalisator: 93 Sieg, 30, 20, 17.

Kalter Schweiß trat auf Jimmys Stirne. Agamemnon erster? Sollte John falsch telegraphiert haben in der Aufregung? Nein, das war unmöglich! Beauty war ja der erste, sein Pferd, auf das er seine tausend Dollar gesetzt hatte!

Bitternd trat er an den Schalter: „Sind die Resultate korrekt? Nach meinen Informationen mußte Beauty gewinnen. Darf ich das Originaltelegramm sehen?“

Der Buchhalter zeigte ihm wortlos die Originaldepesche.

„Wir telegraphieren heute in umgekehrter Reihenfolge. Die Reihenfolge der drei placierten Pferde wird bei jedem Rennen geändert. Jeder Irrtum ist ausgeschlossen!“ sagte der Buchhalter. „Wir schützen uns dadurch gegen Schwindler, die den Draht anzapfen



und die Depeschen auffangen. Dergleichen ist schon oft vorgekommen!!“

Und aus dem Wettbureau wankte ein gebrochener Mann. — — —

„Du bist schuld!“ schrie John.

„Du hast mich darin bestärkt!“ brüllte Jimmy.

„Es ist deine verfluchte Idee!!“

„Du bist überhaupt zu dumm, um Ideen zu haben.“

„Heiliger Moses, unsere tausend Dollar!!!“

Und dann entstand eine solenne Prügelei . . .

## Wie die Stadt entstand . . .

Dr. George Washington Kolumbus Smith lehnte bequem in dem unvermeidlichen rohrgepolsterten Schaukelstuhl und blies ärgerlich dicke Rauchwolken vor sich hin. Man konnte aber auch wütend werden über solch eine Geschichte! Sein Vater, der alte Farmer — jetzt war er längst tot und begraben — hatte ihm eines schönen Tages erklärt: Mein lieber, guter Junge! Zum Farmer bist du viel zu faul und viel zu nichtsnuzig; darum gehst du jetzt nach Chicago und studierst die nötigen drei Jahre lang die Rechtsverdrehung. Dann setzt du dich gemütlich in eine „office“ und gewinnst fette Prozesse. Zu 'was Gescheitem taugst du doch nicht, Punktum! Verstanden? Und so geschah es. George Washington Kolumbus Smith bezog die Rechtsschule in Chicago und erhielt, nachdem er seine drei Jahre abgesehen, richtig den Dokortitel und das Advokatendiplom. Dann kehrte er nach seinem heimatlichen North Dakota zurück und



etablierte ſich in dem Städtchen Littlefield. Freilich, Littlefield war ſehr klein und ſehr unbedeutend, aber es lag nur zehn Meilen von der väterlichen Farm und man hatte da wenigſtens einen gewiſſen Rückhalt —

Littlefield! Bei dem bloßen Gedanken an das Städtchen, in dem er weilte, richtete ſich der Doktor ein wenig in ſeinem Schauſtuhle auf und ſegnete Littlefield fünf Minuten lang in der kräftigſten Weiſe, bis die Türe aufgeriſſen wurde und ſeine Wirtin, Mrs. W. C. D. Mc. Flaherty mit bebender Stimme erklärte, ſie ſei eine gottesfürchtige Methodiſtin und ihr Hotel und Boardinghouse ſei ein anſtändiges Haus, in dem ſolch entſetzliche Reden nicht geführt werden dürften. „Berrückte Perſon, dieſe Mrs. Mc. Flaherty! Redet dieſe elende Holzbaracke mit ‚Hotel‘ an,“ brummte Dr. Smith. Littlefield! das Neſt hatte keine Gegenwart, keine Zukunft, überhaupt keine Exiſtenzberechtigung. Als wären ſie ihres Dafeins müde, ſtanden die unanſehnlichen, holzerbauten kleinen Häuser inmitten der wellenförmigen Prärie, die ſich endlos und langweilig nach allen Seiten dehnte. Das ganze Leben des Orts konzentrierte ſich in dem einzigen Laden, der den ſtolzen Titel „General merchandise and departement store“ führte, und dem „Saloon“, der Whiſkyſchenke. Der Wirt war Bürgermeiſter und die Schenke das Rathaus. Die Einwohner, Farmer, die ſich ein wenig Geld erſpart hatten, lebten ein ruhiges, beſchauliches Leben und begnügten ſich damit, möglichſt viel Poker zu ſpielen und dabei ſoviel wie nur irgend möglich zu betrügen. Gewiß, die Hauptlinie der Western Pacific Railroad



führte dicht an Littlefield vorbei und die Eisenbahn hatte sogar dem Städtchen erlaubt, auf seine eigenen Kosten ein Stationsgebäude zu bauen; aber es kam höchstens zwei-, dreimal im Jahre vor, daß ein Passagier in Littlefield ausstieg. Der Stationsvorsteher, der zugleich Telegraphist, Frachtagent, Billettverkäufer, Streckenbegeher, Bahnwärter und Gepäckträger war, hatte unstreitig den gemüthlichsten Posten der ganzen Bahn.

Kein Wunder, daß sich der ehrenwerte Dr. Smith grün und blau geärgert hatte während der letzten Jahre. Prozesse gab es ja genug; die Farmer der Umgegend lagen sich fortwährend in den Haaren. Aber seine Klienten hüteten ihre Dollarnoten und ihre silbernen Vierteldollars mit ängstlichen Argusaugen, und wenn er seine Anwaltsgebühren einkassieren wollte, wurde er sehr unhöflich behandelt. Fast immer mußte er seine Rechnungen einlagen. Und gewöhnlich endete die Sache damit, daß er seine Gebühren in — Naturalien bekam: Mais oder Kartoffeln oder gar lebendige Schafe. Dabei konnte man nicht reich werden!

„Dieses — gesegnete Littlefield,“ schimpfte der Doktor. Unsinn, die Sache ließ sich einmal nicht ändern. Seinen Wirkungskreis nach einer anderen Stadt verlegen? das kostete Geld, viel Geld. Überhaupt, wozu sich ärgern, er wollte auf andere Gedanken kommen. Mechanisch griff er nach einem dicken Folianten, der auf dem Tische lag, dem Gesetzbuch des Staates North-Dakota, und blätterte zerstreut umher, hie und da einen Paragraphen lesend. Da stieß er auf einen Abschnitt, der ihn besonders zu interessieren schien.



„Sektion XXVII, § 43. Außerdem, da nach der Verfassung der glorreichen Union jedem amerikanischen Bürger das Recht der Freiheit gewahrt ist und das Recht, sich sein Glück zu suchen, so soll ein Bürger des Staates North-Dakota, der sein Glück nicht findet in der Ehegemeinschaft und unter Abgabe einer gemeinsamen Erklärung mit der anderen Hälfte des Ehebundes bei einem Gerichtshof des Staates die Auflösung der Ehegemeinschaft beantragt, ohne weitere Faktenaufnahme ein Dekret der Ehescheidung erhalten, und zwar ist der Gerichtshof desjenigen ‚County‘ zuständig, in dem die Klageparteien ihren letzten Aufenthalt von mindestens drei Wochen gehabt haben.“

Dr. Smith dachte lange nach. Dann tanzte er lachend und schreiend in dem kleinen Zimmerchen umher, daß das leichte Gebäude erzitterte, riß seinen Hut vom Nagel und stürmte geradeswegs nach der Whisky-schenke. Dort saßen um den großen grünbezogenen Tisch im Nebenzimmer der Wirt, ein alter Farmer und der ehrenwerte John F. Sanders, der Richter. Smith wurde mit großer Freude begrüßt. „Gott sei Dank, jetzt ist die Pokerpartie zusammen,“ sagte der Richter, „wir haben schon eine ganze Viertelstunde gewartet.“

„Poker!“ schrie der aufgeregte Advokat. „Poker kann warten. Kommt doch mit ins andere Zimmer, Richter, ich habe etwas enorm Wichtiges mit Euch zu besprechen.“

Der Richter schüttelte erstaunt den Kopf. „Seht Ihr,“ flüsterte Smith, „ich habe eine großartige Idee, wie ich kolossal viel Geld verdienen kann.“



„Was?“ entgegnete der ehrenwerte John F. Sanders wütend, „und deswegen soll unser Pokerspiel warten? Was geht denn das mich an?“

„Ja, Ihr könnt aber auch viel Geld dabei verdienen!“

„Ach so,“ meinte Sanders schnell besänftigt, „das ist etwas anderes.“

Und nun legte Smith seinen Feldzugsplan dar. „Ich habe mir nämlich heute abend unsere Gesetze über die Ehescheidung recht genau angesehen. By Jove, es sind kulantere Gesetze, wie sie irgendein anderer Staat der Union aufweisen kann.“ Der Richter nickte. „Nun habe ich eine großartige Idee,“ fuhr Smith fort. „Jeder amerikanische Bürger, der sich sechs Wochen an irgendeinem Orte in North-Dakota aufhält, erwirbt dadurch nach unserem Gesetze das Bürgerrecht Dakotas, nicht wahr? Wenn sich also ein St. Louiser oder Chicagoer scheiden lassen will — in Missouri oder Illinois zum Beispiel ist das nicht so leicht —, so kommt er einfach auf sechs Wochen nach Littlefield, nimmt mich zu seinem Anwalt und ich bringe die Klage bei Euch an. Mensch, denkt nur, Littlefield als privilegierte Scheidungszentrale für ganz Amerika!“

Dem Richter flossen Tränen der Rührung über die Wangen. „Smith, Ihr seid ein Genius! Großartig! Großartig! Aber Reklame müssen wir machen!“

„Natürlich,“ nickte Smith und die beiden Ehrenwerten setzten sich zusammen und entwarfen eine Annonce, die sofort an alle großen Zeitungen des Ostens versandt wurde. Sie lautet: „State of North-Dakota, County of Littlefield, S. S. S. Ich, George Washington Ko-



lumbus Smith 609, Doktor der Rechte, attorney-at-law, erkläre hiermit, daß ich durch besondere Arrangements in der angenehmen Lage bin, meine Dienste zur Erledigung von Ehescheidungen in noch nie dagewesener Schnelligkeit, Sicherheit und Promptheit empfehlen zu können. Die Bedingungen sind äußerst kulant. Es ist eine an mich zu entrichtende Gebühr von 250 Dollar (zweihundertundfünfzig Dollar) erforderlich, sowie ein sechswöchentlicher Aufenthalt in der County von Littlefield im glorreichen Staate von North-Dakota. Ferner betragen die Gerichtskosten 100 Dollar (hundert Dollar); außerdem ist in Anbetracht des erreichten glücklichen Zweckes eine Summe von 100 Dollar (hundert Dollar) für wohltätige Stiftungen zu entrichten und zwar an ein Komitee, das aus dem Herrn Obergerichter John F. Sanders Esq. und mir besteht. Erfolg garantiert! Im Nothfalle liefere ich gegen weitere 250 Dollar (zweihundertundfünfzig Dollar) die triftigsten Scheidungsgründe, sowie die zweckdienlichsten Zeugen, so daß meinen werten Klienten jede Mühe erspart bleibt. Strengste Diskretion! Gegen Vorausbezahlung von 1000 Dollar (tausend Dollar) übernehme ich sämtliche Unkosten, Eisenbahnfahrt und ausgezeichnete Verpflegung in dem besten Hotel Littlefields eingeschlossen. Man wende sich vertrauensvoll an Dr. George Washington Kolumbus Smith Esq., box 348, Littlefield County, North-Dakota.

P. S. Ich erlaube mir, anzuzeigen, daß ich zugleich ein Bureau für Heiratsvermittlung eröffnet habe. Nichterfolg ausgeschlossen. Glänzendste Resultate! Man darf



sich nicht abschrecken lassen, man muß das Glück suchen. Try again! Neugeschiedenen bei Benutzung meiner Heiratsagentur 20 Prozent Rabatt!"

\* \* \*

Eine Woche war verflossen. Ganze Berge von Eilbriefen, ganze Stöße von dringenden Telegrammen liefen täglich in der Office des ehrenwerten Dr. Smith ein und bald strömten von Chicago und von St. Louis, von Kansas City und Cincinnati, von Indianapolis und Texarcana, von Buffalo und Greater Newyork, von Washington und Baltimore unzählige Scharen Scheidungslustiger nach dem neuen Mexka. Und Männlein und Weiblein priesen in allen Tonarten tiefgefühlter Dankbarkeit den gesegneten Namen George Washington Kolumbus Smith, der, um all die ungeheure Arbeit zu bewältigen, sich schon ein halbes Duzend Assistenten hatte zulegen müssen. Den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein klapperten die Schreibmaschinen in seinem neuen Bureau und in ununterbrochenem Strome rollte der allmächtige Dollar in Form von gewichtigen Schecks in seine und des Richters weite Taschen.

Wie durch Zauberschlag war das armselige Littlefield über Nacht die glänzende Metropole des Staates North-Dakota geworden. Seine tatkräftigen Bewohner zeigten sich ihres großen Mitbürgers würdig und ernteten goldene Früchte von den vielen Tausenden, die sich, um Hymens Rosenketten los zu werden, die obligaten sechs Wochen in Littlefield aufhalten mußten. Die Western Pacific R. R. Co., deren Einkünfte sich vertausendfachten, errichtete einen prachtvollen Bahnhof-



## Dankegeschichten.

palast, großartige Hotels schossen wie Pilze empor, wunderbare Gartenanlagen erhoben sich in der öden, sandigen Prärie. In weniger als acht Tagen überspannte ein ausgedehntes elektrisches Lichtnetz die Stadt. Jeden Tag entstanden prunkvolle neue Läden; in fiebrhafter Bautätigkeit wurden imposante Geschäftsgebäude aus dem Boden gestampft. Ein armer Teufel war etwas Unbekanntes in Littlefield. Die Bürger schwammen in Wonne und rollten in Gold. Über die ganze Union hin verbreitete sich der Ruf Littlefields — —

Und neulich feierte Dr. George Washington Columbus Smith Esq. und mit ihm seine dankbaren Mitbürger ein großartiges Jubiläum.

Von allen Häusern der Stadt flatterten die Sterne und Streifen; Triumphbogen waren errichtet worden; des Nachts prangte in feenhafter Illumination: Mrs. G. B. Delaney aus Chicago, die reiche Schönheit, geborene Larmour, gewesene Mrs. C. F. H. Johnston, vor dem Mrs. R. C. Knickerbocker, hatte sich zum drittenmal in Littlefield scheiden lassen und äußerte in einem Interview, daß es hoffentlich nicht das letztemal sei . . .

---



## Die komischen Dollarnoten.

Farmer Jenkins von Pittsville im Staate Pennsylvania saß seelenvergnügt im Eisenbahnzug und konnte es gar nicht erwarten, nach Philadelphia zu kommen. O! Farmer Jenkins war in ausgezeichneter Laune. Der reiche Geizkragen, der bei den Farmern in Pittsville (und die waren selber geizig!) in dem Rufe stand, er mache nur deshalb ein so böses Gesicht, weil es außer dem seinigen auch noch anderes Geld im Lande gebe — der Geizkragen Jenkins war so vergnügt, daß er dem Zeitungsjungen im Zug eine Zeitung abkaufte und ihm statt des einen Cent sogar zwei gab. Jenkins hatte faktisch ein Trinkgeld gegeben! Oho! Jenkins schmunzelte. Das war aber auch einmal etwas Feines! Das war doch ganz etwas anderes — diese Annonce war doch wirklich prima. Kein Schwindel wie jene, die neulich ein schamloser Mensch im „Pittsville Leader“ veröffentlicht hatte: „Gegen Einsendung von einem Dollar sage ich aus Dankbarkeit jedem, wie man bequem Geld verdient.“ Halb Pittsville drängte sich um den Postschalter, um Mann für Mann ihren Dollar einzuzahlen. Jenkins auch. In zwei Tagen bekam er eine Post-



karte: „Sehr einfach. Machen Sie's so, wie ich!“ Solch ein gemeiner Kerl!

Diese Annonce war aber anderen Schlages. Jenkins erinnerte sich ganz genau an den Wortlaut: „Ein Mann mit einer brillanten Idee sucht Kapital. Erforderlich tausend Dollar. Sicherstellung. Mindestens hundert Prozent Gewinn binnen einem Monat. Angebote unter Postofficebox 1427, Philadelphia.“ Jenkins hatte an Box 1427 geschrieben und postwendend die Antwort erhalten, er möge nach Philadelphia kommen und das Geld mitbringen. Er solle es so einrichten, daß er am Dienstagnachmittag mit dem Dreiuhrzug ankomme. Er (der Mann mit der Idee) werde ihn abholen und als Erkennungszeichen eine Dollarnote in der linken Hand halten . . .

Der Zug brauste in die Halle des Bahnhofs von Philadelphia. Hastend und eilend strebten die Passagiere dem Ausgang zu. Als letzter kam ganz bedächtig Farmer Jenkins. Breitspurig schritt er den Bahnsteig hinab. Seine verschmizten Augen forschten links und rechts nach einem Mann mit einer grünen Dollarnote in der Hand. Da klopfte ihm jemand auf die Schulter.

„Guten Tag, Herr Jenkins von Pittsville!“

Jenkins fuhr herum. Vor ihm stand ein eleganter junger Mann, der den Hut ein ganz klein wenig lüftete und ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte. In der offenen Hand lag, nachlässig zerknüllt, eine Dollarnote.

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Jenkins. Mein Name ist Robertson. Haben Sie eine angenehme Reise gehabt?“



„He?“ stammelte Jenkins, „woher wissen Sie, daß ich Jenkins bin?“

Der junge Mann deutete wortlos auf die große, knallrote Reisetasche, die Jenkins in der Hand hielt. Sie trug, sauber in weißen Buchstaben gemalt, die Aufschrift: E. F. Jenkins, Pittsville. Pa.

„D!“ sagte Jenkins verblüfft. „Oh, Sie sind — Sie sind der Mann mit der Idee?“

„Jawohl, ich bin der Mann mit der Idee. Feine Idee noch dazu!“

„Ist es auch kein Schwindel?“

Das Gesicht des jungen Mannes nahm einen grenzenlos erstaunten Ausdruck an.

„D — a — ber, Mr. Je — enkins!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Entschuldigen Sie, bitte, entschuldigen Sie!“ meinte Jenkins hastig. „Wissen Sie, ich bin aber auch so oft schon angeschmiert worden!“

„Daran zweifle ich nicht!“

„He?“

„Zweifellos! Es gibt so viele Gauner heutzutage.“

„Ganz richtig!“ sagte Farmer Jenkins, „die Welt ist miserabel schlecht. Sie gefallen mir. Also, was ist Ihre Idee? Kommen wir zum Geschäft. Geschäft ist Geschäft!“

„Ja, aber nicht hier auf der Straße,“ lächelte Mr. Robertson, „kommen Sie, ich weiß ein nettes verschwiegenes Plätzchen, das einem meiner Freunde gehört.“

Ein Bild der Eintracht schritten die beiden Broadstreet hinauf. Nach fünf Minuten schwenkte der junge



Mann links ab, in ein kleines Gäßchen hinein und machte vor einem Hause halt, dessen Front bis zum zweiten Stockwerk hinauf mit einem riesigen vergoldeten Schild einer bekannten Brauerei dekoriert war.

„Dies ist Billy Maguires Salon,“ erklärte der junge Mann, „wir können hier ein Nebenzimmer bekommen und ganz ungestört plaudern.“ Sie traten in die Bar ein.

„Ist das Nebenzimmer frei, Billy?“ fragte Mr. Robertson.

„Jawohl! Gehen Sie nur hinein.“

Als der Aufwärter die Gläser gebracht hatte, lehnte sich der junge Mann nachdenklich in seinen Sessel zurück und sah Jenkins aufmerksam an. Schließlich sagte er: „Wissen Sie, diese Geschichte ist nämlich komisch.“

„He? Komisch? Was ist komisch?“ erkundigte sich Farmer Jenkins.

„Sehr komisch!“ wiederholte Mr. Robertson. „Na, ich will frei von der Leber sprechen. Sie sind ein kluger Mann, und ich rechne, Sie können ein gutes Geschäft würdigen, auch wenn es etwas komisch ist.“

„Sehr richtig!“ schmunzelte Farmer Jenkins.

Gelassen holte der junge Mann ein Päckchen Banknoten aus seiner Brusttasche hervor und gab sie Jenkins hinüber: „Was sagen Sie dazu?“

Jenkins betrachtete die Banknoten genau.

„He, das sind nagelneue Dollarbills, dabei seh' ich nichts Komisches!“

Der junge Mann lächelte duldsam.

„O, wissen Sie, diese Dollarnoten sind aber wirklich komisch. Das Komische daran ist, daß ich Ihnen fünf-



tauſend Stück für tauſend Dollar verkaufen kann! Sehen Sie den Wig?"

„Oha!“ ſagte Jenkinſ. „Oha! — das iſt allerdings ſehr komiſch!“ Dann beugte er ſich über den Tiſch und flüſterte, ganz leiſe: „Falsifikat?"

„Selbſtverſtändlich!“ ſagte ſeelenruhig Mr. Robertson. „Aber der Mann, der dieſe Dollarnoten gemacht hat, verſteht ſein Geſchäft. Die Noten nimmt Ihnen jede Bank ab. Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Ich vertraue Ihnen zwanzig Stück an. Laſſen Sie ſie prüfen. Und ich wette, Sie werden nirgends Anſtände haben. In einer Stunde treffen wir uns dann wieder hier. Ja?"

„Allright!“ ſagte Farmer Jenkinſ.

Zuerſt ging er in einen Zigarrenladen und kaufte ſich drei Zigarren zu fünfundzwanzig Cent. Der Verkäufer ſah die kniſternde Note kaum an und gab fünf- undſiebzig Cent heraus. „Gut!“ ſchmunzelte Jenkinſ. Dann kaufte er ſich in einem Warenhaus einen Strohhut für einen Dollar zehn Cent und gab zwei der Noten in Zahlung. Die Noten wurden flüchtig angeſehen, und man gab ihm neunzig Cent. „Hu, wie doch die Welt dumm iſt!“ grinſte Jenkinſ innerlich. Dann ging er in eine Bank und wandte ſich an den Kaſſierer: „Sie, junger Mann, ich habe beim Wechſeln nagelneue Dollarbills erhalten, die mir komiſch vorkommen. Bitte, wollen Sie prüfen, ob die Noten echt ſind?"

Der Kaſſierer nahm die Noten, prüfte ſie ſorgfältig und betrachtete ſie durch eine Lupe.



„Silberzertifikate, Emission 1907,“ sagte er. „Gut wie Gold. Natürlich sind sie echt. Im übrigen sagt man zu dem Hauptkassierer einer Bank nicht ‚junger Mann‘, Sie alter . . .“ (das letzte Wort sprach er undeutlich aus).

„Ich dank’ recht schön!“ sagte Jenkins.

Draußen vor der Bank blieb er stehen und schlug sich auf den Schenkel, daß es schallte, „Jenkins, alter Junge, welch ein Geschäft! Jetzt ist die Sache aber wirklich komisch!“ murmelte er vergnügt zu sich selbst.

Dann rannte er spornstreichs nach dem Nebengäßchen bei der Broadstreet. Kurz vor dem Salon traf er Mr. Robertson, der ein elegantes schwarzes Handtäschchen trug.

„Sie sind pünktlich, Herr Jenkins. Na, und . . .“

„Allright! Haben Sie den Stoff hier?“

Die beiden gingen in die Bar. „Das Nebenzimmer sei leider besetzt,“ brummte der Wirt.

„Na, das macht nichts,“ erklärte der junge Mann, „wir können die Transaktion hier vornehmen. Die Dollarnoten sind hier in meiner Handtasche, zehn Pakete zu je fünfhundert Stück, sorgfältig verschnürt. Öffnen Sie Ihre Reisetasche und ich werde sie Ihnen hineinzählen.“

Jenkins öffnet seine große Reisetasche, und der junge Mann zählt zehn Pakete hinein. Jenkins gab ihm dafür tausend Dollar in größeren Scheinen. Der Farmer strahlte vor Freude. Er fühlte nun zum erstenmal in seinem Leben etwas wie Dankbarkeit . . .



„Adieu,“ ſagte Mr. Robertson, „ich hab' eine Verabredung. Hier haben Sie meine Adreſſe, wenn Sie ſpäter mehr wollen.“ Und er überreicht ihm ein verſchloſſenes Kuvert.

\* \* \*

In wundervoller Laune ſchlenderte Farmer Jenkins nach dem Bahnhof. Nachdem er ſeine Fahrkarte gelöſt hatte, ſetzte er ſich im Wartesaal auf eine Bank. Ho! Welch ein Geſchäft! Ho, er, der Farmer Jenkins, verſtand eſ, die Gelegenheit beim Schopf zu packen! Natürlich, in kurzer Zeit würde er die Tranſaktion wiederholen! Wie war doch die Adreſſe? Er öffnete das Kuvert. In dem Kuvert lag eine Karte. Auf beiden Seiten erglänzte die Karte in unſchuldigem Weiß. Eſ ſtand überhaupt nichts darauf!

Das iſt aber mal komiſch! dachte ſich Jenkins. Vorſichtiges Huhn, dieſer Robertson. Na, er wird mir ſchon ſchreiben, wenn er mal wieder Vorrat hat!

Die delikate Natur deſ eben abgeſchloſſenen Geſchäfts ließ ja auch Herrn Robertſonſ beſcheidene Zurückhaltung völlig begreiflich erſcheinen. Die Hauptide ſache war eben, daß er, Jenkins, ſeine ſchönen billigen, komiſchen Dollarnoten hatte. Der Farmer ſtreichelte zärtlich das Ungetüm von Reiſetasche. Er jah ſich behutſam um, ob er auch unbeobachtet ſei. Dann — konnte der Geizfragen der Verſuchung nicht länger widerſtehen, im Anblick ſeiner Schätze zu ſchwelgen. Behutſam öffnete er die Reiſetasche — behutſam löſte er die Verſchnürung der Pakete . . .



Seine Augen wurden groß und starr. Sein Haar sträubte sich. Seine Hände zitterten. Mit einem Ausdruck völligen, dumpfen Mißverstehens starrte er auf das entschnürte Paket. Denn statt der Dollarnoten lag dort sauberes, weißes — Papier. Jenkins stöhnte. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu, während er mit fiebernder Hand die andern Pakete aufriß. Papier — Papier — nichts als weißes, unbedrucktes Papier —

Jenkins schnappte nach Luft. O, solch ein herzloser, gemütsloser Gauner! Komische Dollarnoten! O! Er sah mit einem Schlage die Sachlage. Die Proben waren echte Dollarnoten gewesen. — Das Komische an den Dollarnoten war eben — o! — wenn er nur diesen Robertson hier hätte!

Wie wahnsinnig rannte er die Broadstreet hinunter und stürmte in die Kneipe.

„Sie, ich bin beschwindelt worden!“ brüllte er.

Der Wirt grinste: „Das ist sehr bedauerlich!“

„In Ihrem Lokal bin ich beschwindelt worden! Wer ist dieser Robertson? Wo ist dieser Robertson?“

„Kenn' ich überhaupt nicht!“ sagte der Wirt.

„Sie sind auch ein Gauner!“ schrie Jenkins außer sich.

Der Wirt holte gelassen einen Knüppel unter dem Bartisch hervor. Jenkins sah sich den dicken Knüppel an, sah sich die Hünengestalt des Wirts an und riß aus.

„He!“ schrie er den Polizisten an der Ecke zu, „wo ist die Polizeidirektion?“

„Drei Häuserblocks geradeaus, zwei rechts, einen Block links, in der Mitte,“ sagte der Polizist.



## Dankegeschichte.

Jenkins rannte, daß seine Rockschöße flatterten. Dann lief er langsam. Dann blieb er stehen. Dann holte er sein großes rotes Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie sollte er die Sache auf der Polizei erklären? Er konnte doch nicht sagen, daß er falsche — Nein, o, es ging nicht! — Ah! — Ein Polizist klopfte ihm auf die Schulter: „Sie dürfen auf der Straße nicht so abscheulich fluchen!“ Und ganz, ganz langsam schlich sich Jenkins zum Bahnhof zurück.

Seitdem ist Farmer Jenkins gemütskrank. Wenn er nämlich eine grüne Dollarnote sieht, bekommt er einen Wutanfall.

---



# Moderne deutsche Erzähler

Eine Auswahl aus Reclams Universal-Bibliothek

Otto Julius Bierbaum, Reise Früchte. Novellen, Skizzen und Gedichte. Mit Bildnis des Dichters und Einleitung von F. Droop. Nr. 5171/72

G. M. Conrad, Die goldne Schmiede. — Rotes Blut. Nr. 5850

Anna Croissant-Rust, Nikolaus Nägele und andere Novellen. Mit einer Einleitung von Fritz Droop. Nr. 5653

Otto Ernst, Vom Strande des Lebens. Novellen und Skizzen. Nr. 5000

Ludwig Finckh, Hintern Gartenbusch. Geschichten und Skizzen. Nr. 6141

Albert Geiger, Der Blitz. — Die Trommel. Zwei Novellen. Nr. 5614/15  
— Michael Purtscheiner u. andere Novellen. Nr. 5740

Rudolf Herzog, Komödien des Lebens. I. Nr. 5049, II. 5050

F. Hollaender, Der Pflegejohn und zwei andere Novellen. Nr. 5300

Wilhelm Holzamer, Der Held und andere Novellen. Nr. 5200

Charlotte Niese, Der ver-rückte Flinsheim und zwei andere Novellen. Nr. 5676

A. de Nora, Das lockende Blut und andere No- vellen. Nr. 5900

Ferd. v. Saar, Ginevra. — Die Troglodytin. Nr. 4600

Hugo Salus, Nachdent- liche Geschichten. Nr. 5700

Johannes Schlaf, Santchen Mohnhaupt und anderes. Nr. 5626/27

— Miele. Nr. 6100

Wilhelm Schmidtbonn, Hinter den sieben Bergen. Nr. 6133

Hermann Sudermann, Der verwandelte Fächer und zwei and. Nov. Nr. 6000

Clara Viebig, West u. Ost. Nr. 6129/30

Hermine Billinger, Die Sünde des heiligen Jo- hannes und andere No- vellen. Nr. 4900

— Der Nachkömmling. — Die erste Schuld. Nr. 5707

E. Zahn, Stephan der Schmied. Nr. 6061/62

Näheres über Einbände und Preise enthält der neueste Katalog von Reclams Univ.-Bibliothek